

Zeitschrift: Rote Revue : sozialistische Monatsschrift
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 41 (1962)
Heft: 10

Artikel: Automation im Büro [Schluss]
Autor: Gerteis, Martel
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-337369>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Automation im Büro

(Fortsetzung)

Im ersten Teil des Artikles «Automation im Büro» («Rote Revue, Septembernummer») haben wir gesehen, daß die technische Entwicklung tiefgreifende soziale Folgen hat. Die Ausrüstung der industriellen Produktion mit einem immer umfangreicher werdenden Maschinenpark und mit Automaten führte zu immer größerer Arbeitsteilung und damit zu einer starken Differenzierung der vor-industriellen relativ einfachen Klassenstruktur. Gleichzeitig mußte der administrative Apparat (Organisation, Verwaltung, Planung) stark erweitert werden, damit die vollmechanisierte und automatisierte industrielle Produktion in den Werkstätten reibungslos funktionieren kann. Nun halten aber auch Maschinen und Automaten in der Administration raschen Einzug. Administrative Hilfsarbeiten werden mehr und mehr durch Maschinen besorgt. Der Angestellten-Mittelstand steht heute vor ähnlichen soziologischen und gewerkschaftlichen Problemen, wie sie der Industriearbeiterschaft schon lange bekannt sind. Die soziale Mobilität nimmt zu. Die Chancen zu raschem Aufstieg in der Betriebshierarchie werden größer. Ein Teil der älteren Generation unter den Angestellten fühlt sich von dieser Entwicklung überrollt. Echtes Solidaritätsgefühl, aber auch eine bloße Radikalisierung des politischen Denkens entwickelt sich in der breit gestreuten mittelständischen Angestelltenschaft. Am Beispiel einer Lochkartenanlage haben wir gesehen, wie die Automatisierung tiefgreifende Auswirkungen auf einen Verwaltungsbetrieb haben kann.

Übergang zur elektronischen Datenverarbeitung

Schon die Arbeitsgeschwindigkeit der konventionellen Lochkartenanlagen ist erstaunlich. Die in der Stadt St. Gallen verwendete konventionelle Anlage der IBM (International Business Machines) bringt es zum Beispiel fertig, am Jahresende rund 60 000 Kontokorrentkonten der Steuerverwaltung in rund vier Wochen zu kontrollieren, abzuschließen und neu zu eröffnen. Um 1000 Einzahlungen zu verbuchen, wird eine Stunde benötigt. Dabei sind allerdings die Einzahlungsscheine als Lochkarten auszubilden, damit sie auch vom Postscheckamt maschinell weiterverarbeitet werden können. Die Post stellt dann der Stadt die Einzahlungsbelege in Form von Lochkarten zu, die

von einem automatisch erstellten Bordereau begleitet sind. Das Schreibaggregat (Tabulator) schreibt in einer Stunde 9000 Zeilen zu 100 Buchstaben oder Zahlen. Das Rechenaggregat führt in *einer Sekunde (!)* 70 Operationen aus. In der Ablesemaschine werden bis zu 58 000 Karten pro Stunde abgelesen, und die abgelesene Information wird in Form von elektrischen Steuerimpulsen an die Rechen- und Schreibmaschinen weitergegeben.

Trotzdem ist diese Art der Datenverarbeitung, wie erwähnt, bereits quasi am Veralten.

Die Entwicklung ist nicht stehengeblieben

Schon bei einem relativ einfachen Arbeitsvolumen, wie bei demjenigen der Stadt St. Gallen, die hier weiterhin als Beispiel angeführt sein soll, ergeben sich bald Grenzen der Leistungsfähigkeit. Diese Leistungsfähigkeit hängt nun allerdings nicht mehr vom Personalbestand ab — der ja auf Wunsch vergrößert werden kann, sondern hauptsächlich nur noch von der Maschinenkapazität. Ist diese voll ausgenützt, kann eine Zuteilung von neuen Aufgaben nur noch durch Anschaffung weiterer Maschinen bewältigt werden. Es muß beispielsweise ein zweites Schreibaggregat, ein zweites Kartenlese- und Eingabeinstrument, ein weiterer Sortierer angeschafft werden. Vorausgehen muß dann eine Wirtschaftlichkeitsberechnung. Unter Umständen kann es sich zeigen, daß «von Hand» billiger gearbeitet werden kann als mit der Anschaffung zusätzlicher Maschinen, die nicht voll ausgeschöpft werden können, für die aber trotzdem in vollem Umfang Mietzinse bezahlt oder Amortisationen einkalkuliert werden müssen.

Die Entwicklungsingenieure verlegten sich deshalb zunächst darauf, ihre Maschinen so zu vervollkommen, daß noch

weit größere Arbeitsgeschwindigkeiten

herausgeholt werden konnten. Innert weniger Jahre wurden von den Firmen wie «IBM», «Remington Rand» und «Bull» Entwicklungsprogramme durchgepeitscht, die erstaunliche Verarbeitungsgeschwindigkeiten ergaben. Aber diese Arbeitsgeschwindigkeit hat ihre rein physikalischen, also unumstößlichen Grenzen. Solange mechanische Teile zu bewegen sind, wie Schalter, Zahnräder, Walzen, Federn, Rollen usw., wird für jede auszuführende Bewegung auch Zeit gebraucht. Nehmen wir an, es gelinge, das Schreiben eines Buchstabens durch den Anschlag einer Schreibtype von einer Hundertstel Sekunde auf eine Tausendstel Sekunde herabzudrücken, so werden trotzdem noch für 1000 Anschläge eine Sekunde, für eine Milliarde Anschläge 1000 Sekunden gebraucht.

Praktisch wirkt sich das so aus, daß die verschiedenen Verwaltungsabteilungen der Stadt sich punkto Maschinenbenützung an einen genauen Fahrplan halten müssen.

Die Unterlagsdokumente müssen auf die Stunde genau abgeliefert werden,

und jede Stunde Verzögerung wirft den ganzen Arbeitsplan über den Haufen oder verursacht teure Überzeitarbeit.

Die Forschung schlug deshalb einen anderen Weg ein: Es ging nun darum, Maschinen zu konstruieren, bei denen sich wenn möglich keine mechanischen Teile mehr zu bewegen haben. Zugleich würde dadurch auch die Betriebssicherheit erhöht. Der Ersatz von mechanischen Bewegungen von Maschinenteilen durch nicht bewegte Teile gelingt mit Hilfe der Elektronik. Abtastbürsten für das «Führen» der Lochkarten können beispielsweise durch Lichtstrahlen ersetzt werden, welche trägheitslos «durch die Löcher fallen» und auf Photozellen auftreffen, wo sie die benötigten elektrischen Impulse auslösen. Schalter werden durch Gasentladungsröhren, Tunneldioden und Transistoren ersetzt, Zählwerke mit Zahnrädern werden durch Magnetkernspeicher oder andere elektronische Einrichtungen ersetzt. Mechanische Arbeit beschränkt sich dann noch auf die Eingabeapparaturen und die Schnellschreibmaschinen, welche die Ausgabeformulare beschriften.

Steht man vor einer solchen elektronischen Datenverarbeitungsanlage,

so ist man zunächst verblüfft.

Ich habe einen Probelauf einer IBM-Anlage (IBM 1410) in Sindelfingen bei Stuttgart gesehen, wobei uns das Ausstellen von Steuerrechnungen auf Grund von Angaben der St. Galler Steuerverwaltung vordemonstriert wurde. Im Hauptteil der Anlage bewegt sich überhaupt nichts — mit Ausnahme der unsichtbaren elektrischen Stromstöße, die durch ein unheimliches Gewirr von Drähten jagen und die man natürlich nicht sehen kann. Die Geschwindigkeit, mit der sich diese Stromimpulse bewegen, ist bekanntlich gleich der Lichtgeschwindigkeit. Nunmehr wird also nicht mehr nur mit Tausendstelsekunden gemessen, welche für die Ausführung einer Operation gebraucht werden, sondern, um handliche Zahlen zu haben, diskutiert man jetzt in Nanosekunden (Milliardstelsekunden, $\text{sec} \times 10^{-9}$).

Es wäre aber sinnlos, die eigentliche Verarbeitungsgeschwindigkeit derart zu beschleunigen, wenn der Apparatur nicht in der entsprechenden Geschwindigkeit das «Futter» zugeführt werden kann. Dieses «Futter» wird bekanntlich aus den Lochkarten bezogen — also von einer Maschine, die mit

dem Fluch behaftet ist, mechanische Arbeit ausführen zu müssen. Als Speicher für die Informationen kommen deshalb nicht mehr Lochkarten in Frage.

Wie sieht der neue «Speicher» aus? Heute haben sich zwei Speichersysteme bewährt, die bereits in weitem Umfang Anwendung gefunden haben.

Das eine ist der Magnetbandspeicher, das andere der Magnetkernspeicher.

Beide beruhen auf dem Prinzip, daß das Loch in einer Lochkarte durch einen magnetisierten Punkt auf einer Metallschicht ersetzt wird. Das Magnetband kennen wir alle von den handelsüblichen Tonbandgeräten her: ein braunes Plastikband, das auf der einen Seite mit einer sehr dünnen Metallschicht bedeckt ist. Der zu magnetisierende Punkt auf dieser Metallschicht ist mikroskopisch klein, so daß beispielsweise auf einem Magnetband

in Form einer Rolle von 30 cm Durchmesser 10 Millionen Informationen

festgehalten werden können. Der Inhalt von 3,5 Millionen Lochkarten hat auf 25 Magnetbändern Platz. Allein schon die Einsparung an Archivraum ist in die Augen springend: 3,5 Millionen Lochkarten zu einem Block vereinigt ergeben einen Würfel von 10 Meter Kantenlänge. Die 25 Bänder haben bequem auf dem Tablar eines Büchergestelles Platz. (3,5 Millionen Lochkarten entsprechen dem Verbrauch der Stadt St. Gallen in einem Jahr.)

Noch mehr ins Gewicht fallend ist aber neben dieser räumlichen Einsparung die Zeitersparnis. Das Leseaggregat kann nämlich ab Magnetband pro Sekunde (!) 40 000 Zeichen ablesen. Damit haben die Techniker erreicht, daß die Eingabegeschwindigkeit der Verarbeitungsgeschwindigkeit der elektronischen Rechenanlage entspricht. Um die Bänder zu «beschriften», braucht man allerdings zunächst ein Lochkartenspiel, auf welchem die Informationen eingestanzte werden. Die Einspeicherung auf das Magnetband geschieht dann automatisch vom Kartenspiel auf das Magnetband.

Ist es so gelungen, die Arbeitsgeschwindigkeit des Rechners und die Eingabegeschwindigkeit auf phantastische Weise zu steigern, bleibt noch der Flaschenhals der Schnellschreibmaschinen. Hier kommt man nicht um die klassische Mechanik herum. Irgendwann muß man ja schließlich die Elektronenschrift wieder in Klarschrift, also in Buchstaben auf Papier verwandeln. Denn nur was man schwarz auf weiß besitzt, kann man getrost nach Hause tragen. Die von den Firmen IBM, Remington und Bull entwickelten Schnelltabulatoren schreiben indessen mit unglaublicher Geschwindigkeit. Das IBM-Schreibaggregat

druckt in der Sekunde bis zu 10 Zeilen mit je 132 Buchstaben oder Zahlen.

Für die Stadt St. Gallen würde das Ausstellen von 6000 Energierechnungen pro Woche knapp eine Stunde benötigen. Die früher erwähnte Abschlußarbeit für das Steueramt — bisher mit dem konventionellen Lochkartensystem in vier Wochen bewältigt — würde nur noch wenige Tage dauern.

Das ist aber noch lange nicht alles, was zum Unterschied zwischen Lochkartenanlage und elektronischer Datenverarbeitung gehört. Bei der Lochkartenanlage muß ja Schritt um Schritt vorgegangen werden. Bleiben wir bei dem relativ einfachen Beispiel der Energierechnungen. Abgesehen von verschiedenen Sortierarbeiten, bei denen Stöße von Lochkarten durch die Sortierer geschickt werden müssen, sind ja durch den Automaten Schritt um Schritt die Unterlagen aus verschiedenen Kartenspielen zusammenzutragen, wobei jedesmal ein sogenannter «Run» benötigt wird, also ein Durchlaufen des ganzen Kartenspiels durch die Apparatur. Aus der Spesenkarte, der Standablesungskarte, der Abonnentenkarte und der Zählerkarte sind in je einem Run die benötigten Daten herauszulesen und auf Zwischenlochkarten zu speichern, bis dann schließlich die Daten für das Ausstellen der Rechnung auf einer einzigen Karte eingestanz sind. (Bei dieser Gelegenheit sei beigefügt, daß im Grunde genommen der «Papierkrieg» nicht kleiner geworden ist, aber das macht nichts. Wenn sich zum Beispiel auch die Tonnage an benötigtem Papier verdoppelt, so wird diese Tonnage dafür vielleicht doch in einem Hundertstel der Zeit verarbeitet, die man vorher für die halbe Tonnage brauchte. Ein unwesentlicher Kostenfaktor wird also erhöht, während der Hauptkostenfaktor, Zeit und menschliche Arbeitskraft, sehr stark verbilligt wird.)

Erst dann also kann nun diese Schlußdatenkarte den Schnelltabulator steuern, der jetzt die Einzahlungsscheine adressiert, beschriftet und für die Lochkartenanlage der PTT vorlocht. Es muß also jedesmal das ganze Kartenspiel durch den Eingabetrichter geschleust werden, bevor das nächste Kartenspiel drankommen kann.

Berge von Lochkarten müssen von Hand herumgetragen,

in die Schienen gelegt, wieder herausgenommen und weggetragen, wieder sortiert und bereitgestellt oder archiviert werden. Beim Magnetbandverfahren aber werden die benötigten Eingabedaten *simultan* zusammengetragen. Für die EW-Rechnungen sind beispielsweise das Abonnentenverzeichnis und die Zählerkartothek auf je einem Magnetband eingespeichert. Ebenso wird das Kartenspiel mit den Zählerablesungen auf ein Magnetband übertragen. Beim Verarbeiten pickt sich der Elektronenrechner *in einem Arbeitsgang* aus den drei Magnetbändern die nötigen Angaben in Nanosekunden zusammen. Im

gleichen Arbeitsgang steuert der Rechner den Schnelldrucker, der die Einzahlungsscheine ausschreibt; er speichert den neuen Zählerstand für die nächste Zählerablesung auf einem Magnetband (das ins Archiv wandert, bis man es in zwei Monaten wieder benötigt), und er stanzt auch eine Lochkarte, die für statistische Zwecke der Betriebsführung benötigt wird.

*Man muß das gelesen haben, wenn man einen Begriff
von der Revolution erhalten will,*

die mit der elektronischen Datenverarbeitung im Büro eingeleitet wird. In etwa einer Sekunde hat der Schnelldrucker die Steuerrechnung für einen Steuerzahler ausgedruckt, und zwar: ein Deckblatt mit der Steuerabrechnung zuhanden des Steuerpflichtigen, ferner drei Einzahlungsscheine, die fertig ausgefüllt sind und je eine Steuerrate umfassen. Das Endlosformular wird anschließend aufgeschnitten, zu einem Einzahlungsscheinheft zusammengetragen und dem geplagten Steuerzahler zugestellt. Dabei hat die Apparatur jeden Schritt, den sie tat, selber überprüft, sie hat Zwischenkontrollen ausgeführt, den richtigen Tarif gewählt, Mutationen richtig eingeordnet. Die Bedienung ist «fool-proof» oder auf gut Schweizerdeutsch «tubelsicher». Macht man etwas falsch, stellt die Maschine ab und meldet durch Leuchtschriften oder per automatische Schreibmaschine, was falsch gemacht wurde oder wo der «Trouble» zu suchen ist. Es gibt keine Verarbeitungsfehler — es sei denn, die Stanzerin habe aus den Originalunterlagen eine Zahl falsch abgetippt. Diese Fehlerquelle ist aber ebenfalls weitgehend ausgeschaltet,

weil jedes Urdokument zweimal abgetippt wird,

von zwei verschiedenen Stanzerinnen. Haben nicht beide genau gleich getippt, wird die Karte ausgeworfen. Nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung kann es kaum vorkommen, daß beide Stanzerinnen genau den gleichen Fehler machen. Und wenn? Nun — auf jeden Fall gibt es weniger Fehler als bei «Handbetrieb».

Die Stadt St. Gallen beabsichtigt nun, für rund 4 Millionen Franken eine solche elektronische Datenverarbeitungsanlage System IBM 1410 anzuschaffen.

Zunächst einmal können rund 21 Beamte eingespart werden.

Das ist allerdings ein «Minimalversprechen» — denn mit den Jahren werden es sicher mehr sein. Schreibt man die 4-Millionen-Apparatur in zehn Jahren ab, so ergeben sich Einsparungen in Form eines Rationalisierungsgewinnes von rund 100 000 Franken pro Jahr. Gleichzeitig wird es aber auch möglich, einen weiteren Schritt in der Verwaltungsreform zu tun und schon lange ge-

hegte Reorganisationspläne zu verwirklichen. Die Einwohnerkontrolle, die Pensionskasse, die Schulparkasse, die Betriebsbuchhaltung und ähnliche Massenverarbeitungsaufgaben können der neuen Anlage übertragen werden.

Der Sprung in die Vollautomation der Datenverarbeitung

eröffnet aber weitere Perspektiven. Es ist nämlich beabsichtigt (und technisch heute schon lösbar mit Maschinen, die bereits auf dem Markt gekauft werden können), zur Vollzentralisierung des städtischen Schalterdienstes überzugehen. Muß heute zum Beispiel ein Neuzuzüger oder ein Wegzüger auf etwa fünf verschiedenen Büros vorsprechen, bis er alles «erledigt» hat (Einwohnerkontrolle, Krankenkasse, Steueramt, Elektrizitäts- und Wasserwerk, Sektionschef) — wobei sich diese Büros erst noch zum Teil in verschiedenen Gebäuden befinden, so wird er in einer nicht fernen Zukunft alles an einem einzigen Schalter erledigen können. Herr Meier wird am Schalter «M» jede Auskunft erhalten, jedes Dokument bekommen, jede Meldung erstatten können, jede Reklamation anbringen können, die er auf dem Herzen hat. Es ist klar, daß der Schalterbeamte nach dem heutigen Verwaltungssystem ein wahrer Gedächtnisriese sein müßte und Tonnen von Akten-schränken um sich herum haben müßte, um das zu ermöglichen. Vielleicht in zehn Jahren schon wird seine Schalterausrüstung aber nur noch aus einer Schreibmaschine bestehen, die mit Kabeln zum elektronischen Archivraum verbunden ist. Herr Meier will wegziehen. Seine AHV-Nummer und die Taste «Wegzug» werden auf die Schreibmaschine getippt. Sekunden später beginnt die Schreibmaschine vollautomatisch auszuschreiben, wieviel Steuern er noch schuldig ist — und ebenso vollautomatisch wird er beim Sektionschef abgemeldet, das EW erhält vollautomatisch Anweisung, die Zähler abzulesen und die Abonnementsrechnung abzuschließen, das Betreibungsamt wird (wenn nötig) informiert, eventuell wird vollautomatisch gemeldet, daß Herr Meier von der Polizei gesucht wird, bei der Gemeindekrankenkasse wird er abgemeldet, und er wird automatisch den Freizügigkeitsausweis zugestellt erhalten, auf der Einwohnerkontrolle wird er «gelöscht», das statistische Büro erhält eine Mutationsmeldung usw.

Diese Kombination von «Tele-Processing» und zentraler Datenverarbeitung

ermöglicht es, all die vielen parallelen und sich überschneidenden Kartotheken an den verschiedensten Orten der Stadtverwaltung auf eine einzige «Zentralkartothek» zusammenzuziehen. Sie besteht nicht mehr aus Karteikarten und nicht mehr aus Magnetbändern, sondern aus einem Großmagnetspeicher mit «direktem Zugriff». Wäre die Zentralkartei auf einem Magnetband eingespeichert, müßte ja jedesmal zuerst das Magnetband bis zu den Daten des

Herrn Meier abgespult werden — was zehn, zwanzig Sekunden, vielleicht auch eine Minute dauert. Sind tausend «Kunden» am Schalter zu bedienen, so macht das vielleicht 1000 Minuten Zeitverlust aus — das sind 17 Stunden —, eine unmöglich lange Zeit. Der sogenannte «Random access» zu einem Großspeicher löst auch dieses Problem. Die Informationen sind hier — ohne mechanische Bewegung des Speichers — direkt am richtigen Ort der Einlagerung herauszupicken. Zukunftsmusik — wie gesagt. Nicht weil man einen solchen Speicher noch gar nicht hätte, sondern weil die Stadt zuerst ein neues Verwaltungsgebäude bauen müßte. Für das Publikum ergeben sich also durch die Einführung der elektronischen Datenverarbeitung vorläufig noch nicht sehr spektakuläre Erleichterungen.

*Wesentlicher sind die Auswirkungen soziologischer Natur
mit Bezug auf das betroffene städtische Personal.*

Die Einsparung von 12 Beamten ist heute leicht zu verdauen — das ist nicht das Hauptproblem. Allein durch Pensionierungen und durch den «natürlichen» Austritt wird diese Einsparung sehr leicht und schmerzlos zu realisieren sein. Im Gegenteil — in der heutigen Hochkonjunktur ist es nicht unser Kummer, wo wir die «überflüssig» gewordenen Leute unterbringen, sondern unsere Sorge gilt der Frage, ob wir in zwei Jahren (wenn die heute zu bestellende Anlage läuft), noch genügend Beamte und Angestellte haben werden. Die Hochkonjunktur läßt also etliche der sich durch die Automation ergebenden Probleme in den Hintergrund treten. Das darf uns nicht daran hindern, sie zu erkennen und rechtzeitig zu überlegen, was zu tun ist.

Zusammenfassung

Die erste industrielle Revolution, ausgelöst durch die Erfindung der Dampfmaschine, hat die Gesellschaftsformen des 19. Jahrhunderts mit ihrer traditionellen Klassenschichtung radikal gesprengt. In den modernen Industriestaaten ist es nach mehr als hundert Jahren politischer Kämpfe zum Teil gelungen, die Gesellschaftsstruktur den Erfordernissen des Industriezeitalters anzupassen. Es ist aber falsch, zu glauben, daß diese Entwicklung zu einer Konsolidierung geführt hat. Die technische Revolution geht weiter — in beschleunigtem Tempo. Die Automation der Produktionsbetriebe ist in vollem Gange — eine ähnliche Entwicklung setzt nun auch auf dem Büro, in der Administration und in der öffentlichen Verwaltung ein. Diese zweite industrielle Revolution erzwingt sich neue gesellschaftliche Strukturänderungen. Die soziale Mobilität nimmt zu; damit auch die soziale Unruhe und die wirtschaftliche Unsicherheit, die besonders bei der älteren Generation oft zur «Panik des Übergangenswerdens»^{*} führt. Eine gewisse Radikalisierung

des politischen Denkens ist gepaart mit dem verstärkten Sicherheitsbedürfnis breiter Angestelltenschichten. Der Arbeitnehmermittelstand unterstützt zunehmend die Begehren der Industriearbeiterschaft nach Ausbau des Wohlfahrtsstaates. Die junge Generation erlebt indessen eine Ausweitung der persönlichen Chancen zu beruflichem und sozialem Aufstieg. Die Automation wird von ihr begrüßt, während ein großer Teil der älteren Generation die größten Bedenken anmeldet. Der Angestelltenmittelstand wird heute von einer Entwicklung erfaßt, wie sie die Industriearbeiterschaft bereits seit Jahrzehnten erlebt hat.

HELMUT ZSCHOKKE

Jakob Bührer — ein Jubilar

Am 8. November 1962 vollendet Jakob Bührer sein 80. Lebensjahr. Es besteht Anlaß genug, an diesem Tag des bedeutenden Schweizer Schriftstellers zu gedenken. Hat nicht sein Werk — Dramen und Prosa — uns mehr zu sagen, als alles, was in neuerer Zeit in der Schweiz produziert und hochgerühmt wurde? Mit seinen Gedanken und Auffassungen muß man sich auseinandersetzen in einem Ausmaß, daß es den Erfahrungsschatz vermehrt, das eigene Denken klärt und fördert und das Bewußtsein bereichert und weitert. Die Beschäftigung mit Jakob Bührer stellt also Ansprüche, unbequeme Ansprüche, denen in unserer schellebigen Zeit gern ausgewichen wird. Ist er deshalb so auf die Seite gestellt worden? Werden deshalb seine Dramen nicht gespielt? Bleiben deshalb seine Romane auch auf den Gestellen der Arbeiterbibliotheken unbeachtet?

Jakob Bührer wurde in Zürich geboren. Früh schon verlor er seinen Vater, der Buchdrucker war. Die Mutter, eine Bauerntochter aus dem Schaffhausischen, mußte die Familie durch Waschen und Putzen durchbringen. In Schaffhausen wuchs Bührer auf, besuchte die Sekundarschule und bestand später eine kaufmännische Lehre. Ein Onkel vermachte dem Sechzehnjährigen seine Bibliothek und bot so dem Lesehungrigen edelste Nahrung. Schiller und Shakespeare begeisterten ihn, er lebte in deren Dramen, lernte viele auswendig und fühlte sich angeregt zu eigenen Werken. Um die Jahrhundertwende veröffentlichte er seinen ersten Artikel, der sich gegen die Todesstrafe richtete. Dieser erste Schritt in der Öffentlichkeit war schon sehr bezeichnend für Bührer: kritisch und kämpferisch setzte er sich mit dem Überkommenen auseinander. Das wird er sein ganzes Leben lang tun.